

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 37 (1947)
Heft: 4

Artikel: Operation "Storch"
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635246>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zurück, wenn Ruscht die Stunden in seinem Hause zu geben hatte.

Auf seltsame Weise verstand es der Fremde, der leicht ausbrechenden Heftigkeit seines Gastgebers zu begegnen, der sich gewöhnlich wenig beherrschte, wenn er nicht einen Grund hatte, dies zu tun. Es war, als würde dieser fremdsprachige, unbekannte Mann wie Oel auf die leicht anschwellenden Wogen des Zornes, die den sehr gut aussehenden Schweizer oft umbrauten.

Auf alle Fälle waren die Abende ungleich angenehmer für die Familie, wenn sie von Othmar Ruscht geleitet wurden. —

Direktor Maurer, der Musikkritiker einer der grossen Zeitungen der Stadt, wurde von seiner Vaterstadt eine hohe Stellung angeboten, und er nahm die Ehrung an. Othmar Ruscht hatte das Glück, erstmals in diesem glückhaften Augenblick zur Hand zu sein und zweitens den massgebenden Kreisen zu gefallen. Er war von ihnen wohlgeleitet. So wurde er denn aufgefordert, Maurer zu ersetzen. Damit war seine äussere Existenz gesichert.

Theater und Konzertsaal waren ihm geöffnet, und ebenso manches musikalische Haus, dessen Bewohner sich für den sehr musikalischen und verständnisvollen Mann zu interessieren begannen.

Seine Besprechungen wurden mit der Zeit wahre Meisterwerke, sie wurden mit wachsender Begeisterung gelesen.

Man nannte ihn lobend einen Nachfolger Lessings. Ruschts Kritik wurde selten angegriffen, selten widerlegt, denn sie wurde klug und vorsichtig im Ausdruck dargebracht. Er wurde sehr bekannt durch diese Veröffentlichungen, und zwei andere Städte hatten sich bereit erklärt, ihn unter günstigen Bedingungen aufzunehmen. Er hatte aber der Gründe genug, höflich dankend abzulehnen.

Ein Jahr war vergangen, im Hause der Frau Dubois war Othmar Ruscht nun fast täglicher Gast und Freund geworden. Er kam und ging und brauchte auf keine Einladung zu warten.

An den Abenden, an denen der Hausherr abwesend war — Alpenklub am Montag, Gesangsverein am Donnerstag, Jassquartett am Samstag — las er den Damen vor. Mutter und Tochter hörten gerne zu. Beatrix nicht ohne Widerstreben allerdings. Da sie aber Bücher über alles liebte, überwand sie ihre Abneigung.

Ruscht weckte in Beatrix den Sinn für Kritik. Sie sollte, wenn ein Buch ihr gefiel, nicht nur wissen, dass es ihr gefiel, sondern warum. Er verlangte, dass sie Menschen zu beurteilen lerne. Bé war gelehrig, und nach kurzer Zeit begann sie mit dem gefürchteten Kritiker zu streiten und ihn um des «Seziereus» willen, wie sie es nannte, zu tadeln. Er sei ein Himmensch. Einseitig, Gefühl sei ihm nichts. Ihr Gegner nannte aber Gefühl überflüssige Sentimentalität, wenn es die Kritik betreffe; ja schädlich in diesem Fall. Aber er nahm sich vor Bé in acht, er vertuschte, wo es möglich war, seine Schärfe, er lenkte ab und liess oft Gnade vor Recht ergehen.

Seine beliebteste Waffe, die Satire, wandte er überhaupt nicht an, wenn er mit dem jungen Mädchen sprach.

Ausser diesen Abendstunden hielt Beatrix genau den Standpunkt ihm gegenüber fest, den sie seit dem ersten Tag bewusst einge-

nommen. Er war ihr nicht sympathisch. Das änderte sich nicht.

Im Theater sollte ein Gastspiel stattfinden mit wunderbarer Besetzung. Sowohl Lohengrin wie Elsa, Telramund wie Ortrud waren berühmte, in ganz Europa bewunderte Sänger. Sie hatten Deutschland bereist, Oesterreich und dann Amerika besucht, und wollten nun, ehe sie zurückkehrten, vier Schweizer Städte mit ihren Gastspielen erfreuen. Othmar Ruscht stand Arbeit bevor.

Nach der ersten Vorstellung blieben Gäste, Freunde des Theaters und Kritiker noch erfreut und angeregt im Kasino beisammen. Es war drei Uhr morgens, als Ruscht endlich nach Hause ging. Es war kalt und ein beissender Wind heulte und pfiff und jagte die wenigen Menschen durch die Strassen, dass sie vor Frost zitternd, ihre Haustüren zuschlugen, froh, geborgen zu sein.

Auch Ruscht nahm zwei Stufen auf einmal, schürte den Ofen, trank ein paar Schlucke Kognak und setzte sich an seinen Schreibtisch, denn er hatte um acht zu unterrichten, also nur kurze Stunden für Arbeit und Schlaf zur Verfügung.

Bald zog dichter Zigarrenrauch die Wände entlang. Trotzdem sang Orpheus, der Kanarienvogel, mitten in der Nacht sein süsses Lied und seine jubelnden Triller! Er hüpfte auf seinen zierlich dünnen Beinchen hin und her und pickte nach dem Zuckerstück, das zwischen den Drähten steckte. Sein Treiben störte den Arbeitenden nicht.

Seine Arbeit war, ohne dass er eine Feder gerührt hatte, schon halb getan, denn sein Schreibtisch war mit fremden Zeitungen bedeckt. Alle waren sie älteren Datums, viele schon mehrere Monate alt. Alle aber enthielten sie Bilder und Besprechungen der Künstler, die in diesen Tagen in der Stadt am Rhein auftraten. Sie feierten dankbar dies seltene Ereignis.

«Frankfurter Zeitung», «Die Zeit», Wien, «Neue Deutsche Zeitung», USA. Auch Blätter, die ausschliesslich der Musik gewidmet waren, wie «Das Signal», oder «Das Schauspiel», «Thalia» und andere. In jedem fand Ruscht die vier Künstler, die allein Amerika monatelang bereist hatten. Ueber jede Einzelheit berichteten die entzückten Zeitungen. Ruscht schnitt die Besprechungen sorgfältig aus, stellte sie zusammen, fügte Satz zu Satz, fügte Lokales dazu, entsprechend dem Geschmack der Stadt und streute aus dieser ernste, aus jener Kritik pikante, bunte Aussprüche darunter. Auch passende Scherze, die er sich seit Reihen von Jahren gemerkt hatte, und die er mit Vorsicht abänderte und stets vorrätig hielt. Zuletzt nahm er Lessings Dramaturgie zur Hand! In ihr fand er Schätze von Wendungen, in geistreicher Form dargeboten.

Mochten auch die Einakter und Dreiakter, die der grosse Dichter besprach, der heutigen Welt beinahe lächerlich erscheinen, so sprühte das, was Lessing zu sagen hatte, doch von Geist, Humor, Witz und Satire.

Ruscht benützte jeden Gedanken, denn die Menschen, um die es sich handelte, waren vor hundert Jahren nicht anders als die von heute und empfanden Freuden und Leiden nicht anders als wir. Sie trugen nur andere Kleider und hatten andere Namen. Liebe, Hass, Neid, Stolz, Eifersucht hinterliessen die gleichen Spuren wie die Leidenenschaften, die uns heute überwältigten.

Alle diese Sätze und Einfälle fügte Ruscht geschmackvoll zu einem Ganzen zusammen. Es entstand ein Mosaikgemälde, aus vielen hundert Steinchen zusammengesetzt. Dank seinem ungewöhnlichen Gedächtnis wurde die reiche Ernte aus dem Zeitungswald ein ausgesuchtes Kunstwerk, das nun Ruschts Namen tragen würde. Da er aber nur zusammenfügen, nicht zu erfinden brauchte, sparte er sich sehr viel Zeit. Fehlte sie ihm ganz, schrieb er einfach ab. An gesammeltem Material fehlte es ihm nie. Eine Reihe französischer, deutscher, englischer und amerikanischer Besprechungen hatte er stets vorrätig, die alle registriert und nummeriert waren, um sie im gegebenen Falle zu gebrauchen. Sie alle warteten auf den Abend, an dem die in andern Städten längst besprochenen Opern oder Schauspiele auch in der RheinStadt aufgeführt wurden. Dann erschienen sie schon andern Tags in der Zeitung und trugen ihm höchstes Lob ein.

Frau Susanna Dubois gegenüber war Othmar ein dankbarer Verehrer ihrer vornehmen und mütterlichen Weise sich seiner anzunehmen. Er hatte sie gewonnen durch die Wärme und anhängliche Art, mit der er von seiner verstorbenen Mutter sprach.

Ruscht sprach Frau Susanna gegenüber sehr offen von sich, als rede er von einem Fremden. Er beurteilte und verurteilte sich. Er nannte sich einen Sohn von Mephisto und Gretchen: Weich und voll Hohn, kalt und voll Sehnsucht nach Liebe. Verdorben und sich darum selbst verachtend, doch unfähig, sich zu ändern. Und über allem: Bitterer Hochmut, der schüchtern sich hervorwagende, menschenfreundliche Regungen verhöhnte.

Er begann von seinem früheren Leben zu berichten.

Frau Susanna erfuhr nun endlich das Geheimnis, das man um Othmar Ruscht witterte, aber nicht kannte, und das Beatrix bewusst unbegründete Antipathie hervorrief.

(Fortsetzung folgt)

OPERATION «STORCH»

50 000 Berliner «Ruinen»-Kinder werden evakuiert

Der harte Winter hat auch in Berlin seinen Einzug gehalten. Eine bissige, erbarmungslose Bise fegt durch die Strassen und treibt die schlotternden Leute in ihre Kellerlöcher hinunter. Nur selten sind die Räucherlein, die sich aus Kaminen stehlen und von Wärme und Behaglichkeit künden. Der Winter hat heute in Deutschland, vor allem in den trostlosen Ruinstädten, einen schicksalsschweren, beängstigenden Klang. Winter bedeutet dort Kampf gegen die Kälte ohne Kohle, gegen Krankheiten ohne Medikamente und gegen die hungernden Mägen ohne genügende Nahrung.

Die Deutschland besetzt haltenden Siegermächte kennen die Nöte der Bevölkerung. Dieselben zu mildern liegt auch im Interesse der Alliierten, die nur zu gut wissen, dass mit leeren Mägen und klammen Fingern nicht gearbeitet werden kann. Die unter den gegenwärtigen Verhältnissen am meisten Leidenden sind die Kinder. Ihnen gilt das ganz spezielle Augenmerk der Engländer. Ein von der Militärregierung der englischen Besatzungszone ausgearbeiteter Plan — «Operation Storch» genannt — sieht die Evakuierung von 50 000 Berliner Kindern im Alter zwischen 4 und 14 Jahren auf das Land vor. Der Evakuierungsplan macht sich die Erfahrungen der Engländer beim Abtransport der Londoner Schulkinder zur Zeit der V-1- und V-2-Angriffe zunutze. Wie dort, wird auch hier die Reise teilweise mit Autocars, teilweise mit der Bahn zurückgelegt. Die Evakuierung in Berlin geschieht freiwillig. In Vorträgen werden die Eltern aufgeklärt und eventuelle Besorgnisse zerstreut. Die Aussicht aber, ihre Kinder während der kalten Wintermonate in einer warmen Bauernstube im Oldenburgerland zu wissen, überwindet zuletzt alle Bedenken.

1 In diesen verhärmten Gesichtern spiegelt sich das Schicksal Berlins. Diese Mütter wurden während eines Aufklärungsabends aufgenommen, bei dem sie über die geplante Verschiebung ihrer Kinder aufs Land informiert werden. Der Entschluss, sich von ihren Kindern zu trennen, fällt ihnen offenbar schwer genug, aber sie möchten doch gern, dass die Kinder an einen anderen Ort kommen, wo die Stuben warm sind und es mehr zu essen gibt.

2 Einige Tage vor der Abreise werden die angemeldeten Kinder ärztlich untersucht und ihr Gesundheitszustand auf Karten notiert.

3 In Autobussen wird die erste Wegstrecke fort aus der kalten Ruinenstadt zurückgelegt.

4 Am Abend des ersten Reisetages haben die Kinder das Transit-Lager Alversdorf erreicht, wo sie in einer Baracke übernachteten. Am andern Morgen geht die Reise mit der Bahn weiter. Es ist eine Mischung von Schullei- und Flüchtlingszug, die die Stimmung dieser Kinder charakterisiert.

5 Das Ziel ist erreicht. Eine Kindergruppe hält Einzug beim hilfsbereiten Bauern Strolle, der acht Berliner Kinder und zwei Pflegerinnen bei sich aufgenommen hat. An der Schwelle seines strohbedeckten Bauernhauses heissen er und seine Frau die städtischen Gäste willkommen. Photopress Spezialbericht

